

Liebe Freundinnen und Freunde, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste, liebe Miriam!

Der Hieronymus-Ring ist so besonders schön unter den Auszeichnungen für Übersetzer, weil er aus purer Wertschätzung besteht – das einzig Materielle, den symbolischen Ring, den man an den Finger bekommt, gibt man ja nach zwei Jahren weiter. Und er ist zu 100 % subjektiv, das ist dann eine süße Last mit der Auswahl. Jetzt freue ich mich über die Gelegenheit, Euch allen öffentlich zu beschreiben, warum mich die Übersetzerin Miriam Mandelkow mit ihrer Arbeit so beeindruckt und packt. Die Frage, was eine literarische Übersetzung überzeugend macht, ist ja immer spannend. Die kurze Antwort, bezogen auf die sehr eigenwilligen literarischen Stimmen, die Miriam übersetzt, lautet: Der Ton sitzt, und zwar sofort. Ich höre die jeweilige Stimme, die mir eine Geschichte erzählt, sie zieht mich hinein, ich bin dabei.

„Sie hieß Adelaide, und auf ihr lastete der Fluch der Ältesten, denn solange sie denken konnte, war sie die Sklavin ihrer Mutter: Babys baden, wickeln, füttern, schrubben, wischen und hinter den Kleinen herräumen, die ihr ständig am Rockzipfel hingen. Sie hasste sie, hasste ihr Gezanke und Geheule, hasste ihre schmuddeligen kleinen Patschen, die pausenlos schnappten, pulten und kratzten, und ihre Mutter hasste sie auch, die mit jedem Neugeborenen schrumpfte und weiter auseinanderging, hilflos zwischen den krakeelenden Blagen hockte, bis Adelaide dazwischenfuhr, schimpfte, klappte und kniff und das Durcheinander dreimal so groß war und der Streit dreimal so laut.“

Hier geht es um neufundländische Fischer in ihrer fast altertümlich anmutenden Welt, um einen beharrlichen, loyalen Mann und eine kratzbürstige, selbstbewusste Frau. Hie und da klingen dialektale Spuren an, Miriam hat dafür kunstvoll homöopathische Prisen Küstendeutsch in ihre Übersetzung hineingewürzt, aber ihr Können liegt vor allem darin, dass uns dieser Text durchweg mit Präsenz und Intensität entgegentritt.

Das ist nicht nur eine Frage der sprachlichen Mittel im Deutschen, die Miriam als Antwort auf das Englisch der Autorin Donna Morrissey wählt; sinnvoll werden stilistische Entscheidungen erst dann, wenn sie aus einer spürbaren Haltung heraus getroffen wurden, wenn auch die Übersetzung klar macht, wie diese Autorin auf ihre Figuren und wie diese Figuren auf die Welt schauen. Erst das macht den unverwechselbaren Ton aus. Die Haltung in diesem Roman, „Der

Geruch von Salz“ (dtv), lässt sich als stetige Gezeitenströmung beschreiben, zwischen einer liebevoll-zähen Geduld gegenüber der Natur und einer immer verzweifelteren Wut und Halsstarrigkeit gegenüber dem Schicksal und der Festlandswelt, deren Macht die Existenz der Fischer bedroht, sie sollen umsiedeln.

Es mag Zufall sein, aber nicht wenige der Romane, die Miriam übersetzt hat, thematisieren ein brüchiges Verhältnis zu den eigenen Wurzeln, zum selbstverständlichen Zusammenfallen von Herkunfts- und Lebensort. Ist es banal biografistisch, darin Parallelen zu Miriams eigenem Leben zu sehen, zu den Prägungen durch eine Familie, die, von den Nazis verfolgt, ihre deutsche Heimat verlassen musste, nach England und in die USA? Miriam wurde in Amsterdam geboren und verbrachte ihre ersten Jahre dort; dann der Wechsel nach Hamburg, auch für sie gab es keine selbstverständliche Kontinuität des Ortes namens Heimat, keine unhinterfragte Muttersprache. Den neufundländischen Fischern wird ihre Umsiedlung als Chance verkauft. Ich glaube, für Miriam und ihr Verhältnis zur deutschen Sprache war ihre eigene Entwurzelung tatsächlich eine Chance, die sie, bei aller Seelenmühe, die das mit sich bringt, großartig genutzt hat: dass ihr die Muttersprache aufgebrochen, aufgewühlt wurde, quasi umgepflügt und dadurch umso fruchtbarer ... Natürlich hat es Miriam als Übersetzerin nicht geschadet, Anglistik und Amerikanistik zu studieren, länger in den USA zu leben und danach als Verlagslektorin bei Rowohlt das Alltagsgeschäft des Buchmarktes kennenzulernen; aber der persönliche Hintergrund von Miriams übersetzerischer Sprachmacht hat mich besonders interessiert – und auch angefasst.

Entwurzelung und Verpflanzung als Chance: Das trifft auch auf die Hauptfigur eines weiteren Romans aus Miriams Werk zu. Die zehnjährige Darling wächst in Simbabwe in der Blechhützensiedlung Paradise auf und wird irgendwann zu ihrer Tante in die USA geschickt. Wie normal das erzählende Mädchen ihr Kindheitsleben findet, das auf europäische Leser exotisch und prekär wirkt, spiegelt sich in ihrem berührend glaubwürdig gelungenen Ton, verspielt und *township-streetwise*, zuweilen „afrikanisch-fremd“ im Denken und Sprechen. Formulierungsweisen, die aus verschiedenen Stammessprachen ins Englische hineingewachsen sind, betonende Adjektivdopplungen (stumm-stumm) oder Verbkomposita (schreisingen), übernimmt Miriam unaufgeregt ins Deutsche, ohne das Ganze gleich zu einer „Kunstsprache“ hochzujazzen. Diese Elemente gestalten die heiter daherkommenden Szenen einer keineswegs nur unbeschwerten Kindheit, die mit der Migration in das von ferne so paradiesisch scheinende

Amerika jäh endet. Für „Wir brauchen neue Namen“ (erschieden im Suhrkamp Verlag, der uns den Sekt gesponsert hat!) ist Miriam mit ihrer Autorin NoViolet Bulawayo für den Internationalen Literaturpreis nominiert, in gut zwei Wochen wissen wir mehr.

Für Diskussionen gesorgt hat Miriam 2010 mit ihrer Übersetzung des New Yorker Romans „Cash“ von Richard Price (S. Fischer), einem der Autoren der weltberühmten Fernsehserie „The Wire“. Hier geht es noch stärker um Slang, um einen Großstadtsound, bis in die Erzählersprache hinein. Die als Krimi präsentierte Lower-East-Side-Milieustudie „Cash“ ist ein Fest urbaner Mündlichkeit, eine Textlandschaft aus Asphalt und vielen zähen Kräutern und Unkräutern, die hindurchsprießen, Dialoge, die mal schroff, mal blumig, mal witzig, mal rotzig daherkommen und den Alltagskampf um Existenz, Macht, Coolness und Herz der Figuren abbilden. Ich könnte jetzt von soziolektalen und dialektalen Elementen sprechen, um die hyperrealistisch zugespitzten Dialogkaskaden, die Price der Straße abgelauscht und überformt hat, zu beschreiben. Aber lieber lese ich eine Kostprobe vor, damit Ihr hört, was Miriam da zaubert:

„Der Nigger ist doch zu faul. Ich meine, wenn der sich ins Zeug legen würde, okay? Aber Scheiße, der will nur so pillepalle wie möglich an die Kohle. Ran an die Ecke, `Yo, Shorty, dealst du? Hundert die Woche´. Einsammeln, zurück in die Bude, Hirn rauspaffen, Glotze. Das ist kein Leben. Aber ich sag dir mal, was *ich* mache: einen reindröhnen heute Abend, drauf sein, morgen ausschlafen und Party. Dann komm ich wieder her, zieh einen Zombie ab und bin präpariert. Gib da diesen Friseurladen oben in Washington Heights, okay? Wenn du ein *hermano dominicano* bist, verkaufen sie dir ein Gramm für zwanzig Dollar, ich überleg jetzt also, lass uns hier einen Zombie abziehen, mit dem Kies oben hoch, du besorgst das Zeug, wir kommen wieder runter um Tompkins Park rum, und verticken das G an die weißen Jungs aus den Bars, für hundert, kapiert du? Oben hoch mit, sagen wir, zweihundert für zehn Gramm, wieder zurück, für tausend verkaufen, kannst dir ausrechnen.

Aber die Weißen? Scheiße, die sind so ... Hab ich da letztes Jahr diesen Typen vor mir und halt ihm die Knarre in die Fresse? Das Arschloch hat kein Geld dabei, fragt der mich also, ob ich auch Schecks nehme, von wegen, auf wen soll ich ihn ausstellen?

Also, was meinst du. Erste Mal ist wie erster Sex, machst es halt, dass du's hinter dir hast, danach kannst du dran arbeiten, und dann macht es Spaß.“

Bisschen wie beim Übersetzen, erste Fassung, danach kannst du dran arbeiten, und dann macht es Spaß ... Aber Ihr habt's gehört? Tempo, Rhythmus, knackige Wörter, saftige Verben, sprachgewordene Coolness und harter Witz, ganz wie im Original. Bloß auf Deutsch. Als ich Miriams Price-Übersetzung las, begriff ich zum ersten Mal, welche große Rolle die Bewegung des Textes, Fluss und Takt und Rhythmus, natürlich auch Klang und Melodie, also all die musikalischen Elemente der Sprache in der Arbeit dieser Übersetzerin spielen. Dabei hätte ich das auch vorher wissen können, Miriam surft ja als Steptänzerin permanent auf dem Rhythmus, sozusagen als Footboxerin.

Auch die langen Spannungsbögen des US-Amerikaners David Vann können, neben der sorgfältigen Dosierung semantischer Elemente, nur durch ihre musikalisch-physische Energie wirklich funktionieren. Vann ist Spezialist für klaustrophobische Familienkatastrophen, die in ihrer archaischen Wucht und Unweigerlichkeit an die übelsten der alten Griechendramen erinnern. Seine Romane spielen in abgelegenen Gegenden Alaskas, wo er aufgewachsen ist, und die ungnädige Natur dient als durchaus auch intervenierende Kulisse für die alptraumhaften Kämpfe in Kleinfamilien, für die dysfunktional ein Euphemismus wäre. David Vann zu lesen ist schwer erträglich, weil er die fürchterlichsten Dinge in quälender Ruhe entfaltet. Er lässt nichts aus, um das Grauen der Geschichten abzubilden. Aber er schreibt nicht sensationalistisch, seine Sprache ist glasklar in ihrer poetischen Verdichtung und glashart in ihrer nichts beschönigenden Schärfe, sie zwingt mich als Leser, hinzuschauen und mich auszusetzen, für Ausweichen ist kein Platz, da geht es mir wie Vanns Figuren. Es gibt Passagen, die ich überlesen möchte, so wie ich im Kino die Augen schließe, wenn's mir zu brutal wird. Aber ich tue es nicht, was allein an der Kraft und Stimmigkeit von Vanns Ton liegt. Vielmehr: von Miriams Ton für Vann.

Wir alle wissen, dass Übersetzen ein identifikatorischer und auch sehr körperlicher Vorgang ist, wir lassen das Original in uns hineinsickern und dort arbeiten und holen dann die Wörter und Sätze wieder aus unserem Inneren heraus. Das kann ein Wahnsinnstrip sein. Wie das bei David Vann geht, mag ich mir gar nicht vorstellen. Aber Miriam kann das. Ihre deutschen Texte sind so zwingend, dass kein Gedanke an Übersetzung aufkommt. Sie schreibt sie mit demselben unerschrockenen, aber zugleich unexhibitionistischen Extremismus, den David Vann an den Tag legt. Beeindruckend und, ja, ein bisschen unheimlich.

Ich kann hier schlecht daraus vorlesen, weil sich diese Literatur ganz gemächlich und mit leisen Tönen aufbaut, auch wenn es wild wird. Es würde zu lange dauern. Miriam hat bislang vier seiner Romane für Suhrkamp übersetzt, „Die Unermesslichkeit“ (Ein Ehepaar zerfleischt sich peu à peu gegenseitig), „Im Schatten des Vaters“ (Ein Vater will mit seinem halbwüchsigen Sohn ein Jahr in der Wildnis verbringen, eine vielfache Überforderung, bei der es bald nur noch um das ungewisse Überleben geht), „Goat Mountain“ (Bei einem Jagdausflug, auf den ein Mann seinen elfjährigen Sohn mitnimmt, erschießt dieser einen Wilderer) und „Dreck“ (Eine ungesund enge Familienkonstellation führt zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen Mutter und halbwüchsigen Sohn). Lasst Euch diesen Autor, lasst Euch diese Übersetzungen nicht entgehen!

Doch bevor ich zum Abschluss Euren Blick auf das neuste, vielleicht literarisch vertrackteste Werk aus Miriams bisherigem Oeuvre lenke, noch etwas. Als Leser, zumal als lesender Übersetzerkollege, ist man schnell von großen Leistungen auf dem Gebiet der Höhenkammliteratur beeindruckt. Dabei vergisst man leicht, dass in den breiteren Gefilden der Unterhaltungsliteratur nicht minder gekonnt übersetzt werden muss, was andere, aber oft nicht geringere Herausforderungen mit sich bringt. Der Prozess, einen literarischen Ton zu erspüren, zu begreifen, zu erschließen und nachzuschaffen, ist von dem her, was an Analyse, Verinnerlichung und Neuformulierung in uns stattfindet, derselbe wie immer. Deshalb gehörte zu den wenigen Kriterien, die ich mir aufgegeben hatte bei meiner Ringträgersuche: eine nachweisliche Souveränität auch bei der Übersetzung von Unterhaltungsliteratur. Die Geschichte von den neufundländischen Fischern war gute, gut übersetzte literarische Unterhaltung. Und wer Michael Frayns Satire über den britischen Journalismus der Alten Schule, *Gegen Ende des Morgens* (Dörlemann), oder Armistead Maupins köstliche Kalifornienschmonzette *Der nächtliche Lauscher* (Rowohlt) über die heiklen Vatergefühle eines berühmten, alternden, schwulen Radiomoderators in Miriams Übersetzung gelesen hat, weiß, dass ihr auch die leichte Zunge leicht fällt und dabei herrlich spitz werden kann.

Ihre neueste Arbeit aber gehört wieder auf die dunkle Seite der Erde. In *Das Mädchen ein halbfertiges Ding* von Eimear McBride spricht ein irisches Mädchen, das unter einer in religiöser Härte vereisten, vom Mann verlassenen Mutter um die Nähe zu ihrem schwerkranken Bruder kämpfen muss. Wie diese Ich-Erzählerin formuliert, scheinbar ohne zu formulieren, das bildet die Zersplitte-

nung aller Gewissheiten ab, die ungestüm-ungelenke Lebensenergie eines Menschen unter Dauerdruck. Erst diese kaum zu beschreibende Sprache, ein veritable neues Idiom aus Ellipsen und Scherben mit lyrisch-assoziativen Qualitäten, das die Autorin für ihren Debütroman erfunden hat, macht aus einem nicht zum ersten Mal geschilderten schweren Kindheitsschicksal einen literarischen Teufelsritt. Die Autorin mag das in einer heißen Mischung aus intuitivem Schwallschreiben und hochreflektiertem Überarbeiten hervorgebracht haben; Miriam dagegen musste ihre intuitiven Reaktionen auf das Original zwangsläufig immer analytisch filtern, sie konnte sich wohl kaum spontane Schreiberfüsse leisten. Sie musste die Mittel der deutschen Sprache ausschöpfen, um auch an das ranzukommen, was am Boden und am Rande des Sprachreservoirs klebt, sie musste die Elastizität der Sprachmasse strapazieren, sie musste dem Deutschen was zu tun geben, damit wir Leser was zu beißen kriegen. Souveräne Satzungen, bewegliche Sprachgestalt, natürlicher, nicht „inszenierter“ Rhythmus, das alles wirkt mühelos und kommt mir als Leser dadurch ganz nah, auch wenn es mich nicht zu einer kuscheligen Annäherung einlädt. Das Mädchen mag ein halbfertiges Ding sein, dieser Text in seiner anrührenden Gebrochenheit ist es nicht. Miriam wird Euch gleich noch mehr dazu erzählen und auch ein Stück aus dem Buch, das im Herbst bei Schöffling erscheint, vorlesen. Ich möchte Euch deshalb zum Abschluss den Anfang des Originals zumuten, um Euch eine Ahnung dessen zu vermitteln, was unsere unerschrockene, wilde und sprachmutige Kollegin hier zu tun hatte.

„For you. You’ll soon. You’ll give her name. In the stitches of her skin she’ll wear your say. Mammy me? Yes you. Bounce the bed, I’d say. I’d say that’s what you did. Then lay you down. They cut you round. Wait and hour and day.

Walking up corridors up the stairs. Are you alright? Will you sit, he says. No. I want she says. I want to see my son. Smell from dettol through her skin. Mops diamond floor tiles all as strong. All the burn your eyes out if you had some. Her heart going pat. Going dum dum dum. Don’t mind me she’s going to your room. See the. Jesus. What have they done? Jesus. Bile for. Tidal burn. Sssh. All over. Mother. She cries. Oh no. Oh no no no.”

Mit so einem Text als Startrampe kann und muss eine Übersetzungskünstlerin abheben. Liebe Versammlung, voll Bewunderung und Freude gebe ich unseren würdevollen Hieronymusring heute weiter an Miriam Mandelkow!